



Viele Menschen nehmen das Hin und Her nicht mehr so ernst, sie sagen: Eigentlich leben wir in Sewastopol, das ist eine Welt für sich. Andere sagen: Wir leben in Chersones. FOTO: YURI KOZYREV/NOOR

VON TIM NESHITOV

Zwei Wochen nach dem Referendum auf der Krim spült das Schwarze Meer einen toten Delfin an die Küste von Chersones. Eigentlich müsste man sagen: an die Küste von Sewastopol, denn Chersones ist nur eine kleine Halbinsel zwischen zwei Buchten in Sewastopol. Die nächstgelegene Bushaltestelle heißt „Platz zu Ehren des 50. Gründungstages der UdSSR“.

Dort verkaufen Rentnerinnen, wie bereits vor dem Referendum, Handcremes, ausgebreitet auf sauberen Tischtüchern auf dem Bürgersteig. Kamille, Löwenzahn, eine Tube für umgerechnet 18 Cent. Einen gebrauchten Hammer kriegst man bei ihnen für 1,80 Euro. Die Preise werden auf Kartons gekritzelt, in der Übergangszeit in beiden Währungen: ukrainische Griwna, russischer Rubel.

Chersones grenzt an eine Militärbasis der russischen Schwarzmeerflotte und an einen Stützpunkt der ukrainischen Armee. Über beiden hängt nun die russische Fahne, weiß-blau-rot. Ukrainische Soldaten, die nicht in die Kontinentalukraine ausreisen wollten, sind unvereidigt worden. Es ist dieser Tage viel die Rede von Eid, Heimat, Treue. Die wenigen auf der Krim gebliebenen Maidan-Aktivisten gründen einen Verein, der sich der Förderung ukrainischer Kultur verschreiben soll. Viele Autofahrer überkleben dagegen die kleinen ukrainischen Fähnchen auf ihren Nummernschildern mit weiß-blau-roten Stikern. Neue Nummernschilder bekommen sie erst, wenn sie neue Pässe haben, und neue Pässe bekommen sie erst, wenn sie dran sind. Die Wartelisten sind lang.

„Vater ist für Russland, Mutter ist für die Ukraine“, sagt der Schüler, „ich will was mit Autos machen.“

Bereits im Mai müssen Tausende Kinder und Jugendliche ein Schulzeugnis bekommen, aber welches? Staatsanwälte wissen nicht, gegen Bürger welchen Landes sie ermitteln. Unternehmer brauchen neue Lizenzen. Buchhandlungen auf der Krim machen momentan fette Umsätze mit russischen Jurabüchern. Der Strom – er kommt weiterhin aus der Ukraine – ist für ein paar Tage ausgefallen, womöglich als Drohung aus Kiew, gleichzeitig sind die Hotels in Simferopol und Sewastopol ausgebucht. Beamtendelegationen aus Moskau erklären ihren Kollegen auf der Krim, wie es läuft mit den russischen Steuern, mit den russischen Lehrplänen, mit dem russischen Rentensystem.

Alltag nach dem Anschluss. Oder nach der Heimkehr. Wie man es sieht.

Der Delfin. Er liegt auf spitzen Steinen im klaren Wasser an der nördlichen Seite von Chersones. Er hängt fest. Die Steine haben Fleischfetzen aus ihm herausgerissen. Drei Männer sammeln die Stücke in eine Plastiktüte. Sie binden den Delfin an ein Boot. Einer rudert hinaus aufs Meer. Die Sonne scheint bei zehn Grad, keine Wolken, kein Wind, der blaue Himmel wird zum Horizont hin weiß. Hinter dem Horizont liegt die Türkei.

DI2digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Die Landschaft lag dort bereits im Mittelalter, sie lag dort vor Jesu Geburt. Die Landschaft auf solchen Halbinseln, der Blick aus dem Fenster, ändert sich nie. Chersones ist eine antike Stadt.

Ein Freilichtmuseum heute. 40 Hektar hellenische, römische, byzantinische, slawische Ruinen. Stadtmauern, Getreide-, und Fischlager, Kirchen, das Haus eines Winzers, alles dicht neben- und übereinander, zweitausend Jahre Geschichte. Die Ausgrabungen gehen sieben Meter tief, da bauten die ersten Bewohner von Chersones im 5. Jahrhundert vor Christus ihre Häuser. Sie waren aus Griechenland gekommen, um hier eine Kolonie zu gründen. Hier ließ sich Wladimir, der Herrscher von Kiew, im 10. Jahrhundert taufen.

Die Museumsmitarbeiter von heute, Menschen wie die Kuratorin Natalja Demidenko, nennen sich ebenfalls „Bewohner von Chersones“. Demidenko hat in der Sowjetunion gelebt, später in der unabhängigen Republik Ukraine, nun lebt sie in der Russischen Föderation, auch wenn Vitali Klitschko, Angela Merkel und Barack Obama das anders sehen.

Viele ältere Menschen in Sewastopol nehmen das Hin und Her mit Eid, Fahne und Telefonvorwahl nicht mehr so ernst, sie sagen: Eigentlich leben wir in Sewastopol, das ist eine Welt für sich.

Natalja Demidenko sagt: „Eigentlich leben wir in Chersones.“

Es gab in Chersones einen Bürgereid, eingeführt vermutlich im dritten Jahrhundert vor Christus, nachdem sich einige reiche Bewohner an die Macht geputscht hatten. Das oligarchische Regime währte nicht lange, aber fortan schworen die Bürger von Chersones (es lebten hier nie mehr als zehntausend Menschen): „Ich schwöre im Namen von Zeus, Gaia, Helios und im Namen olympischer Götter und Helden (. . .), dass ich nie gegen die Demokratie verstoße und denjenigen, der sie verraten will, daran hindere und dies an Demiurgen melde, die in der Stadt regieren (. . .), dass ich das Brot, das im Tal wächst, nicht außerhalb von Chersones verkaufe. (. . .) und sollte ich mich nicht an diesen Eid halten, möge mir und meinen Nachfahren Böses widerfahren; weder Boden noch Meer sollen mir Früchte bringen, und Frauen sollen mir keine schönen Kinder gebären (. . .)“

Natalja Demidenko kennt diesen Eid auswendig, auf Altgriechisch. Sie lebt in einer längst untergegangenen Welt, Chersones wurde im 15. Jahrhundert von tatarischen Reitern ausgelöscht. Es wehen keine Fahnen über dem Museum, weder die russische noch die ukrainische. Aber vor Chersones liegen russische Militärschiffe vor Anker, über dem Boot des Museums, das den gestrandeten Delfin zurück ins Meer bringt, kreisen zwei Militärhubschrauber.

Das Schlimmste, was diese Übergangszeit Chersones beschert hat, ist der Streit mit Kollegen in Kiew. Im vergangenen Herbst, kurz bevor auf dem Maidan der Aufstand gegen Präsident Janukowitsch begann, schickten ein Kiewer Museum und vier Museen auf der Krim eine gemeinsame Ausstellung nach Europa. „Die Krim. Goldene Insel im Schwarzen Meer“, Schmuck und Waffen aus Gold, Grabsteine von Griechen, Skythen, Goten. Die Ausstellung läuft nun in Amsterdam, sehr erfolgreich, aber die Holländer wollen den Krim-schatz im Herbst nicht zurück auf die Krim schicken, sie ist ja nun annektiert, sondern nach Kiew. Die Kollegen in Kiew finden die Idee gut. Natalja Demidenko findet die Idee nicht gut.

Sie erfuhr davon aus der Presse. „Im April fängt bei uns normalerweise die Besuchersaison an“, sagt sie. „Aus Europa kommen vor allem die Deutschen. Früher kamen viele Alte, die waren schon im Krieg hier. Dieses Jahr war noch keiner aus dem Ausland da. Und nun wollen sie uns noch unsere Artefakte wegnehmen.“

Jalta, Unterricht am Tschechow-Gymnasium. 9. Klasse, Geschichte der Ukraine. Offene Fenster, Brise in den Vorhängen, Meeresblick. „Das ukrainische Volk ist der Schöpfer der ukrainischen Kultur“, diktiert die Lehrerin. Welche Reformen gab es im Zarenreich im 19. Jahrhundert? Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft, Dorfschulen wurden gegründet. Auch in der Ukraine. Es ist eine Wiederholung des Grundstoffes vor den Ferien. In den beiden Jahren vor dem Abitur werden die Schüler lernen, was im Zweiten Weltkrieg in der Ukraine geschah. Wer Stepan Bandera war.

Ljubow Mass, die Lehrerin, geboren 1947 in der Westukraine, hat bereits zur Sowjetzeit unterrichtet. Damals brachte sie den Schülern bei, Bandera sei ein Verräter gewesen. Ein ukrainischer Nationalist, der sich an die Seite Hitlers schlug, weil er von Stalin nichts Gutes erwartete. „Das war die Vorgabe. In den letzten Jahren durfte man anders unterrichten. Ich habe den Kindern die Fakten beigebracht, jeder bildete sich dann seine eigene Meinung. Die Arbeit hat Spaß gemacht. Was nun kommt, weiß ich nicht.“

Wladimir Putin hat in seiner Grundsatzrede zur Krim gesagt, die Halbinsel werde nie Bandera-Anhängern gehören. Ljubow Mass verdiente bis jetzt 1000 Griwna im Monat, 61,70 Euro. Nun soll sie das Doppelte verdienen. In der Pause erzählt sie einen Witz: „Läuft ein ukrainischer Hund über die Grenze nach Russland: Das Leben ist schlecht hier, ich habe mich für Russland entschieden. Eine Woche später läuft der Hund zurück: In der Ukraine kann man wenigstens bellen.“

Treibgut

Bald bekommen die Kinder Zeugnisse. Russische oder ukrainische? Welche Hymne singen sie jetzt? Zahlt man mit Rubel oder Griwna? Das sind die Fragen auf der Krim. Nur Tschechow wird man immer lesen. Eine Reise ans Meer in bewegter Zeit

Die ukrainische Hymne wurde aus den Klassenzimmern bereits verbannt. Das Fach „Geschichte der Ukraine“ soll verschwinden, die Geschichte der Ukraine als ein Kapitel der Weltgeschichte unterrichtet werden. Für die ukrainische Sprache sehen die neuen Lehrpläne eine Stunde pro Woche statt zwei vor. Wer dieses Jahr Abitur macht, hat noch die Wahl zwischen dem ukrainischen Zeugnis und dem russischen. Auf der Krim, zu Hause, darf nur studieren, wer sich für das russische Zeugnis entscheidet.

Matwej, 7. Klasse, tut sich etwas schwer mit Ukrainisch. „Einiges muss ich googeln.“ Seine Eltern leben getrennt. Sein Vater kommt aus Südrussland, die Mutter von der Krim. „Vater ist für Russland, Mutter ist für die Ukraine. Und ich will was mit Autos machen.“

Als Matwej sich bei seiner Klassenlehrerin beschwert, ein Mädchen habe „was Doo-fes gemacht“, sagt die Klassenlehrerin: „Du bist doch ein junger Mann. Du kannst dich nicht über Mädchen beschweren.“

Die Klassenlehrerin, Olga Smirnowa, sieht aus, als wäre sie 50. Toupiertes Haar, durchgedrücktes Kreuz. Aber sie hat auf dieser Schule bereits 1954 Abitur gemacht. Ihr Motto lautet: „Ich habe geschworen, keine einzige Minute des kurzen Lebens zu verlieren, ohne Gutes zu tun.“ Ein Spruch von Gogol. Sonst hängen hier überall Tschechow-Porträts. Tschechow kämpfte in Jalta gegen seine Tuberkulose, bis zu seinem Tod 1904. Er war Mitglied des Kuratoriums dieser Schule, damals eines Mädchengymnasiums.

Die Krim und der Wein. Auch ein Grund, warum so viele Russen die Halbinsel haben möchten

Im Oktober 1898 schrieb Tschechow seiner Schwester: „Bekannte habe ich hier viele. Mein Refugium ist das Mädchengymnasium, wo ich öfter mit der Schulleiterin und den Klassendamen zu Mittag esse (. . .) Die Tanz- und Gymnastiklehrerin ist derart jung, dass sie heimlich mit Puppen spielt.“ In Jalta schrieb Tschechow den „Kirschgarten“, die „Drei Schwestern“, „Die Dame mit dem Hündchen“.

Dieser Tschechow-Geist in Jalta, der auf die ganze Halbinsel ausstrahlt, die Promenade vor der Bergkulisse, auf der eine Frau mit Hund, egal welcher Rasse, immer mehr ist als eine Frau mit Hund, das ist ein Grund, warum die Krim-Sehnsucht sich derart tief in der russischen Psyche eingestief hat.

Tschechow las man in der Sowjetunion, man las ihn auf der ukrainischen Krim, man wird ihn auf einer Krim lesen, die von

Wladimir Putin annektiert wurde. Geht es um die zerrissene Ukraine, um zerrissene Familien und eine ungewisse Zukunft, spricht der Siebtklässler Matwej von Autos. Seine Klassenlehrerin Olga Smirnowa spricht von Tschechow. „Wir alle lieben ihn. Überhaupt: Wir lieben. Liebe ist wichtig.“

Gegenüber dem Tschechow-Gymnasium steht die zarte Alexander-Newskij-Kathedrale mit ihren vergoldeten Kuppeln. Sie stand schon, als Tschechow hier lebte. Zur Sowjetzeit war in ihr ein Turnverein untergebracht. Nun werden wieder Gottesdienste gefeiert. Ein Zettel vor dem Eingang gratuliert der Gemeinde zum Beitritt zu Russland. Die neuen Machthaber in Kiew seien lauter Sektierer, Klitschko gar Atheist. „Gott, erbarme dich unserer Brüder und Schwestern, die unter solchen Herrschern leben müssen.“

Die Bucht von Jalta roch im Herbst 1941 tagelang nach Wein. Die Weinfabrik Massandra ließ 2,5 Millionen Liter Portwein, Sherry und Madeira ins Meer laufen, bevor die heranrückende Wehrmacht in die Keller gelangen konnte. Die besten Vorräte, darunter die weltberühmte Sammlung des Fürsten Leo Golizyn, konnten auf den Kontinent gerettet werden.

Die Krim und der Wein: Auch ein Grund, warum viele Russen die Halbinsel so gerne als Teil Russlands sehen.

Mit der Annexion der Krim verleiht sich Russland 30 000 Hektar Weinberge ein (es hat sonst nur doppelt so viele) und ein traditionsreiches Weinforschungsinstitut. Der Weinbau im Zaren-Russland begann einst auf der Krim. Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte Fürst Golizyn, der Hofwinzer, in der elysischen Bucht von Nowij Swjet mehrere Sorten Sekt. Eine wurde bei der Krönung von Nikolaus II. ausgeschrieben. Ein anderer Krimsekt bekam 1900 den Grand Prix auf der Weltausstellung in Paris. Beim feierlichen Diner verwechselte Graf Chandon de Briailles, der Juryvorsitzende, den Krimsekt mit seinem eigenen Moet & Chandon.

Es gedeihen unterschiedliche Rebsorten auf der Krim. Die Gegend um Jalta ist für ihre süßen, verstärkten Weine berühmt, eine Gattung, die in Russland nicht weniger geschätzt wird als in Portugal und Spanien. Sherry und Madeira müssen nicht mehr nach Russland importiert werden, sie sind über Nacht zum vaterländischen Produkt geworden.

Die Fabrik Nowij Swjet setzt nur 100 Kilometer von Jalta Golizyns Sekttraditionen fort. Ausgerechnet jetzt, nach der Annexion durch Russland, will sie eine Offensive auf dem europäischen Markt starten. Was die Qualität betrifft, hätte der Krimsekt vermutlich tatsächlich gute Chancen (anders als etwa russische Autos). Man brau-

che aber einen Investor, am besten aus dem Westen, der ins Marketing investieren würde, sagt die Direktorin Janina Pawlenko. Sie ist noch keine vierzig und schreibt Gedichte über Wein, auf dem Fabrikgelände stehen Schildchen mit ihren Vierzeilern. „Ob du Russe bist, Ukrainer oder Georgier / Ein Liebhaber von Bacchus, nicht von Wodka / Hier wirst du nie alleine sein / Hier ist das Sekt-Haus.“

Der Seitenhieb auf Wodka ist kein Ausrutscher. Als Gorbatschow während der Perestroika eine Kampagne gegen Alkoholismus lostrat, ließ er auf der Krim Weinberge vernichten. Der Leiter des Weinforschungsinstituts bei Jalta erhängte sich damals aus Verzweiflung. Die Kampagne hatte zur Folge, dass Bürger der Sowjetunion in Ermangelung von Wein noch mehr Selbstgebrannten tranken.

Sogar viele Krimtataren, die das Referendum boykottierten, beantragen nun russische Pässe

Schlimmer als der Kampf gegen die Winter-Ende der 1980er-Jahre sei das Desinteresse der Regierung in Kiew in den vergangenen Jahren gewesen, sagt Pawlenko. Die Fabrik war bis jetzt zu 100 Prozent in staatlicher Hand. „Nun dürfen wir endlich auf einen Investor hoffen.“

Der „Krimsekt“, der in Deutschland verkauft wird, kommt übrigens nicht von der Krim, sondern aus der Nähe von Donezk in der Ostukraine. Geschicktes Marketing der Konkurrenz.

In Simferopol, der Hauptstadt der Krim, bereitet sich eine junge Frau, Maria, auf ihre Prüfungen an der Universität vor. Sie beginnen diese Woche. Die Studentin ist 21 und Mitglied von Euromaidan, einer Gruppe, die in den Monaten vor dem Referendum proukrainische Demonstrationen organisierte. Mehrere junge Männer, die in der Gruppe waren, haben die Krim verlassen. Vier von ihnen waren von prorussischen Bürgerwehren entführt und tagelang festgehalten worden. „Sie wurden geschlagen und mit Elektroschocks misshandelt“, sagt die junge Frau. Die meisten Frauen von Euromaidan blieben auf der Krim. „Sie lassen uns in Ruhe.“ Sie wollen nun einen Verein anmelden, der sich um die Pflege ukrainischer Traditionen kümmern soll. „Sprachkurse, Folklore. Politik sollten wir vorerst meiden.“

Die Mutter der Studentin sagt ihr, sie solle den russischen Pass beantragen. „Sie meint, ich habe hier sonst keine Zukunft. Aber ich weiß nicht, wie ich später in den Spiegel sehen soll, wenn ich nun meinen ukrainischen Pass abgebe.“

Diese Haltung ist selten geworden auf der Krim. Sogar viele Krimtataren, die das Referendum boykottierten, beantragen nun russische Pässe. Der organisierte Widerstand gegen Moskau und seine Männer in Simferopol ist gebrochen.

Aber auch die erste Euphorie der Sieger ist verflogen. Ein Berater der neuen Regierung, der bitte nicht namentlich zitiert werden möchte, sagt: „Viele Russlandfreunde auf der Krim kommen sich wie eine Frau vor, der ein Mann gefiel, und der vergewaltigte sie einfach.“